

nen reagierten durchaus betroffen und mit der ehrlichen Absicht, diesen Mißstand zu ändern.

Was die Menschen von uns allen erwarten, ist nicht Fehlerlosigkeit, sondern Wahrhaftigkeit. Es ist keine Schande, ja es ist eine christliche Tugend, Fehler einzusehen und einzubekennen. Das schadet der Kirche nicht, es erhöht vielmehr ihre menschliche Nähe und Glaubwürdigkeit. Einer offenen Kirche der Güte, der Menschenfreundlichkeit, der Barmherzigkeit in Treue zur Botschaft Christi in ökumenischer Breite und in politischer, gesellschaftspolitischer und kultureller Eingebundenheit zu dienen, dies in journalistisch-professioneller Art zu tun, ist die Zielsetzung von „Kirche intern“. Und wir scheuen uns nicht, für diese Zielsetzung im Geiste des unvergeßlichen Johannes-Papstes und des Konzils, letztlich freilich des Wortes Gottes auch mit den Waffen des Geistes zu kämpfen, wenn es sein muß.

Predigt

Ernst Tewes

Was hat Europa mit dem Evangelium gemacht?

Die im folgenden abgedruckte Predigt wurde auf der Tagung der Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Pastoraltheologen im September 1991 in Freising gehalten (zu Apg 16, 6–15 und Lk 12, 54–59). red*

1. Ich möchte Sie einladen, mit mir einige kurze Gedanken zu erwägen, die sich aus unserer Lesung und unserem Evangelium zu Ihrem Thema „Europa“ nahelegen. Wir wenden uns der Lesung und dem Mann zu, von dem dort die Rede ist: Paulus. Denn offensichtlich ist er der erste Apostel, der den Boden Europas betritt. So ist er denn auch der eigentliche Patron Europas.

* Das Thema des Kongresses lautete: „Wenn Mauern fallen... Kirche im Europa der 90er Jahre.“ Der vollständige Tagungsbericht erscheint als Heft 2/1992 der Pastoraltheologischen Informationen.

Wie es unsere Lesung sagt, ist Paulus der Mann, dessen eigene Pläne, Vorhaben und Strategien, die sich auf die nähere und weitere Umgebung seiner Heimat beziehen, immer wieder durchkreuzt werden. Mehrmals wird im Anfang unserer Lesung gesagt, „der Geist Jesu“ verwehrte es ihm, der Geist, der offensichtlich andere Pläne hat. So erfährt er denn im Traum den Ruf des Mazedoniers: Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns! Er geht also nach Europa. „Wir waren überzeugt, daß Gott uns berufen hatte, dort das Evangelium zu verkünden.“ Das klingt fast ein wenig wie eine spätere Rechtfertigung für ein unübersehbares Unternehmen und Risiko.

Aber eben: Gott wollte es so, und so beginnt denn das Evangelium in Europa Fuß zu fassen. Zuerst in Philippi, wo Paulus nach einem kurzen Aufenthalt eine kleine Gruppe als erste Gemeinde Jesu Christi auf europäischem Boden zurückließ. Diese erste Begegnung in Europa muß ihn besonders berührt haben, diesen sonst gänzlich unsentimentalen Mann. Denn er hat das nie vergessen. Er und diese Gemeinde blieben immer besonders verbunden. Als er ihnen später nach vielen Jahren schreibt, sagt er: „Ich trage euch in meinem Herzen“, und er nennt sie „meine ersehnten Brüder, meine Freude und Krone“ (Phil 4, 1).

Und dann steht er in Athen, im Zentrum der geistigen Antike, in der Welt des freien und des pluralen diskutierenden Denkens. Er redet auf dem Markt mit den Menschen von dem einen lebendigen Gott, in dem wir leben, uns bewegen und sind, und daß wir von seiner Art seien. Als er aber an den Kern kommt, um den es ihm geht, und das Wort von der Auferstehung des Einen und von der Auferstehung der Toten redet, da sagen sie: „Was will dieser Schwätzer?“ (Apg 17, 18) Und in einer Art von wissendem Hochmut, der die Ohren zum Hören verschließt, und mit etwas zynischem Snobismus sagen sie ihm: Darüber reden wir vielleicht später einmal. Die Apostelgeschichte sagt dazu nüchtern: „So ging Paulus aus ihrer Mitte weg“ (Apg 17, 33). Paulus hat diesen Boden wohl nie mehr betreten. Philippi und Athen – beides sind die ersten christlichen Erfahrungen in Europa.

2. Was ist daraus geworden? Was hat Europa mit dem Evangelium gemacht? Sicher, Euro-

pa ist christlich geprägt. Seine Geschichte wäre ohne das Evangelium anders verlaufen. Es hat, trotz allem, immer den Menschen im Blick gehabt. Von früh an hat es den Menschen in Not beigestanden und versucht, sie mitzutragen. So war es schon in der Urgemeinde (Apg 6, 2). Um das Jahr 300 wird Laurentius nach den Reichtümern der Kirche von Rom befragt, und er sammelt die Armen und die Obdachlosen, die Krüppel und Rechtlosen und sagt: „Das ist unser Reich-tum.“

Die Freiheitsgeschichte Europas ist ohne das Evangelium nicht denkbar. Selbst wenn sie sich oft genug gegen die Kirche hat durchsetzen müssen, so ist sie doch Geist von ihrem Geist und Blut von ihrem Blut. Man wird sicher von einer vom christlichen Glauben geprägten abendländischen Kultur reden dürfen. Immer wieder brach das Feuer des Evangeliums durch und zog Menschen an. Aber ein von innen her christliches, dem Evangelium gehorchendes Europa insgesamt? Das wird man mit Fug und Recht in Frage stellen dürfen. Das hat es nicht gegeben, wo noch bis zuletzt Getaufte gegen Getaufte unter Anrufung des Namens Gottes schlimme Kriege gegeneinander führten. „In Europa hat der Mensch unabsehbare Schuld am Menschen auf sich geladen, unabmeßbares Unheil angerichtet“, so sagte Guardini, als ihm der Europa-Preis, der Erasmus-Preis, überreicht wurde. Europa hat den Streit und die Zerrissenheit der Glaubenden in die Welt getragen.

Hat es jeweils „die Zeichen der Zeit“ verstanden, was Jesus den Seinen in unserem Evangelium abverlangt? Wohl kaum. Der Höhepunkt dieses Versagens war wohl die Shoah, der Holocaust, wo christliche und getaufte Europäer millionenfach *die* vernichteten, mit denen sie die gleichen Psalmen zum Lob des Gottes sangen, den Jesus „mein Vater im Himmel“ nannte und anrief. Alles, was christlich und getauft war, hätte aufschreien müssen! Es nicht getan zu haben ist unsere große Schuld.

„Die Zeichen der Zeit.“ Sie zu erkennen ist nicht leicht, und sie, den Kairos, zu deuten ist schwer. Dazu bedarf es nicht nur der Kenntnis, sondern auch der Weisheit. Vielleicht gibt Gott diesem Erdteil jetzt noch

einmal eine neue Chance in einer der Anfangszeit ähnlich pluralen Welt.

3. Was wäre denn notwendig? Notwendig wäre für uns Christen der Durchbruch zur *personalen Begegnung* mit Gott, den Paulus den Gott nennt, der die Toten lebendig macht; nicht Lehrsätze, so notwendig sie auch sind, sondern etwas, nicht sehr viel anders, als es Paulus selbst ergangen ist, wenn er sagt: „Ich habe den Herrn gesehen“ (1 Kor 9, 1). „Dein Angesicht, Herr, will ich suchen. Verbirg nicht dein Gesicht vor mir“ (Ps 27). Das wird wohl auch Karl Rahner mit seinem nun oft zitierten Wort gemeint haben, daß der Christ der Zukunft ein Mystiker sein werde, oder er werde nicht sein; also weniger institutionelle Kirchlichkeit und mehr Unmittelbarkeit zu Gott. *Scio, cui credidi*. Das ist die Quelle, ohne die es kein Wasser gibt, von dem auch *die* leben, die zwar für das Humanum kämpfen, aber die Quelle nicht kennen oder sie auch ablehnen. Wir werden trotzdem möglichst mit ihnen zusammen gehen. Das Evangelium, der lebendige Umgang mit Gott ist ein echter Weltendienst. Gott meint die Welt und nichts anderes. Er befähigt, kritisch und mit Verantwortung die lebenbedrohenden Fragen von Gegenwart und Zukunft mitlösen zu helfen: Den Homo humanus zu retten; die Schöpfung Gottes als lebenswerten Raum alles Lebendigen gegen jeden vordergründigen Nutzen oder gar gegen unsere Bequemlichkeit zu erkämpfen. Das Drohwort in der Offenbarung des Johannes werden wenigstens wir in Erinnerung halten und in Erinnerung rufen: „Es kam dein Zorn . . ., die Zeit, alle zu verderben, die die Erde verderben“ (Offb 11).

Die Kirche wird sich dabei nicht als Macht empfehlen, der sie unter Verachtung der Aufforderung Jesu in Europa so oft erlegen ist: „Bei euch soll es nicht so sein“ (Lk 22, 26). Sie wird sich vielmehr als einen in den Stoff der Welt gegebenen Sauerteig im nüchternen und demütigen und liebenden Dienst erweisen müssen. Sie wird überall ihre ganze Kraft daransetzen, die Menschen in eine versöhnte Versöhnungsgemeinschaft zusammenzuführen. Das wird ihre Aufgabe sein. Martin Buber meint, die Zukunft des Menschen hänge davon ab, ob der Dialog untereinander gelingt.

„Wir waren überzeugt, daß uns Gott dazu berufen hatte, dort das Evangelium zu verkünden.“ So hat es in Europa begonnen. Wir werden nicht aufhören zu versuchen, der Erwartung Gottes zu entsprechen „in spe contra spem“. Und nach allem, was wir erleben und in einer langen oder auch kurzen Zeit erlebt haben, werden wir es, ohne naiv die Gefährdungen zu übersehen, mit dem Wort des alten Rabbi halten: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist.“

Bücher

Aus Niederlagen lernen

Gotthard Fuchs – Jürgen Werbeck, Scheitern und Glauben. Vom christlichen Umgang mit Niederlagen, Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 1991, 141 Seiten.

„Auch religiöse Gemeinschaften sind geneigt, das Scheitern (und die Scheiternden) erst einmal zu ‚entsorgen‘ und ‚unschädlich‘ zu machen; dafür zu sorgen, daß Scheitern und Scheiternde (wie Gescheiterte) die Routine eingespielter Verhaltensmuster und ‚bewährter‘ Regelungsmechanismen nicht zu sehr stören.“ Diese Erfahrung, aufgezeichnet in o. g. Büchlein, ist wohl niemandem, ob gescheitert oder erfolgreich, fremd. Der Scheiternde vermag dem auf Stabilität Bedachten den Boden unter den Füßen zu entziehen, den dieser mit viel Phantasie und Kraft zu schaffen und zu erhalten bemüht ist. Die beiden Verfasser suchen in dem Buch die manchmal christlich motivierte Polemik gegen das Scheitern zu entkräften. Mit Hilfe „theologischer Meditationen“ skizzieren sie einige Dimensionen menschlichen Verlierens auf dem Hintergrund der christlichen Botschaft und ihrer Zentralgestalt, dem gescheiterten Jesus. Er habe die, die ihm nachfolgen, dazu ermächtigt, ihn „auch in den Situationen der Niederlage zu entdecken und die Gnade des Nullpunktes wahrzunehmen“. Jesus zum Dreh- und Angelpunkt einer „Theologisierung des Scheiterns“ zu ma-

chen, verbiete sich allerdings: „Das Recht, Scheitern als bedeutsam oder sinnlos zu erleben, kommt allein den Scheiternden selbst zu. Die Ontologisierung oder Theologisierung des Scheiterns landet zu schnell bei der Auskunft, daß das Scheitern sein muß, da es den Menschen zur Einsicht bringt. So entzieht man sich leicht der Frage, was die Menschen im konkreten Fall zum Scheitern bringt und wie die Natur des Menschen – sein Lebensrecht – in diesem Scheitern vergewaltigt wird.“ Die Rehabilitierung des Scheiterns im Namen des gescheiterten Gottes ist es, was das leicht lesbare Bändchen sympathisch macht und über manch unnötig-umständliche Verbalpirouette hinwegsehen läßt.

Michael Scheuermann, Frankfurt/Main

Naim Stifan Ateek, Recht, nichts als Recht. Entwurf einer palästinensisch-christlichen Theologie, Edition Exodus, Fribourg/Brig 1991, 142 Seiten.

Das Buch des palästinensischen Christen und Pfarrers an der anglikanischen St.-Georgs-Kathedrale in Ostjerusalem mag auch Freunden Israels zu denken geben. Vor seiner (fragmentarischen) theologischen Analyse skizziert Ateek die Situation seines leidgeprüften Volkes und erzählt von seinem eigenen Schicksal: „Ich bin Palästinenser. Ich war gerade elf Jahre alt geworden, als 1948 Zionisten meine Heimatstadt Beisan [Beth Shean] besetzten.“ Die Schilderung seines familiären Schicksals am Tag der Staatsgründung Israels läßt der Autor Zug um Zug in die Beschreibung des Hintergrundes des palästinensisch-israelischen Dauerkonfliktes münden. Dabei vergleicht Ateek die Leiden palästinensischer Araber sogar mit der Ermordung von Millionen Juden durch die Nazis. Wenn auch dieser Vergleich nicht angebracht ist, fordert Ateek doch mit Recht „neue Einstellungen zum israelisch-palästinensischen Konflikt auf seiten der Palästinenser als auch der Juden“. Dies zu fordern, entspricht nur der Gerechtigkeit, einer in Ateeks theologischem Ansatz grundlegenden Kategorie, die er den biblischen Schriften entnimmt. Unterdrückte palästinensische Christen haben es freilich ungleich schwerer als Marginalisierte anderswo, sich darauf zu berufen. Sie müssen zahlreiche Begriffe in